

Aus schweizerischer Dichtung

Autor(en): **F.O. Sch. / Leuthold, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 20

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Schweizerischer Dichtung.

Heinrich Leutholds Gedichte.



Mehr als drei Dezennien sind es nun schon, daß Heinrich Leuthold, der mit Gottfried Keller und C. F. Meyer unbedingt größte Lyriker unserer engern Heimat, in der Irrenanstalt Burghölzli seine Augen für immer schloß. Damit sind seine Werke nun „frei“ geworden, und es erscheint uns nur als selbstverständliche Ehrenpflicht, wenn wir bei dieser Gelegenheit durch Abdruck einiger seiner schönsten und für den Dichter wie Menschen Leuthold besonders charakteristischen Gedichte die Erinnerung an ihn wieder etwas auffrischen.

Wir entnehmen diese Gedichte der vorzüglichen Ausgabe des Insel-Verlags zu Leipzig, die Arthur Schurig besorgt hat. Es kommt dieser Ausgabe eine um so größere Bedeutung zu, als es die erste ist, die vollständig auf die Handschriften zurückgeht. Ohne Jakob Bächtolds Verdienste um das Bekanntwerden Heinrich Leutholds zu schmälern, darf doch auf der andern Seite nicht verschwiegen werden, wie pietätlos vielfach und wenig verständnisvoll für die Eigenart seines unglücklichen Landsmannes Bächtold bei der Herausgabe von dessen Gedichten, wie auch in dem kritisch biographischen Geleitwort, das er ihnen mitgab, verfuhr. Hat er es doch aus allerlei kleinlichen Gründen über sich vermocht, ganze Gedichte zu „bearbeiten“ und namentlich den prachtvollen Rhapsodienzyklus „Hannibal“ völlig verstümmelt zum Abdruck zu bringen. Daß neben ihm dann auch Geibel sich an einzelnen Gedichten des Zürchers schwer versündigt hat, weiß man.

Deshalb müssen wir dem Insel-Verlag Dank wissen, daß er uns in der bei ihm bekannten vornehmen und schönen Ausstattung diese Leutholdausgabe schenkte.

Über des Dichters Bedeutung in der Literaturgeschichte und namentlich über seine glänzende Sprachkunst brauchen wir uns nicht weiter auszulassen. Beides ist bekannt genug und wird durch die nachfolgenden Proben aufs neue erhärtet.

F. O. Sch.

Schwert und Lied

Du Alpentempel, wo noch stets
Die reine Gottesflamme brennt,
Von dem der Freiheit Fahne noch
Hinflattert ob dem Kontinent,
Du schönes Land, wo noch der Nar,
Der freie Nar die Kreise zieht,
O Vaterland, ich weihe dir
Mein Schwert und auch mein Lied!

Der Geist der Freiheit wohnt in dir
Wie die Lawine auf der Fluh;
Erwartend schaut die Welt auf dich.
Wo ist ein Land, das groß wie du!
Du hohes Land, du freies Land,
Du Land des Tell und Winkelried,
O Vaterland, ich weihe dir
Mein Schwert und auch mein Lied!

Und wenn einst ein gekröntes Haupt
Dein Herz und deine Hand begehrt,
Dann geh ich mit zum Hochzeitstanz,
In starker Faust das scharfe Schwert,
Indes aus meiner jungen Brust
Ein Hochzeitsstrauß von Liedern blüht;
O Vaterland, ich weihe dir
Mein Schwert und auch mein Lied!

Heimkehr

Und wiederum die reine Luft
Von deinen Bergen atm ich ein,
Und wiederum, o Schweizerland,
O süße Heimat, bist du mein!

Ein Alphorn klagt gedämpften Tons
Herüber von dem Felsenhang,
Ein fernes Herdenglöcklein klingt
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Holzharfe ist
Verwandelt wieder mein Gemüt,
Darüber wie ein linder Hauch
Der Zauber deiner Sagen zieht.

Im Auslande

Wie vieles hat mich ehemals erbittert
In meiner Heimat, wo man oft mir grollte
Und oft mißkannte, oft nicht kennen wollte
Dies Herz, das nie mit falschem Schein geflittert.

Und als es ob Europa jüngst gewittert,
Als stolz der Donner der Empörung rollte,
Da wars das Auslande, dem ich Beifall zollte,
Das Völkerglück, für das mein Herz gezittert.

Doch seit ob meinem Land die Wolken schweben,
Wie freudig würd ich nun mit einem Male
All meinen kleinen Feinden dort vergeben,

Könnt ich nach heißem Kampf beim Abendstrahle
Aushauchen für das Vaterland mein Leben
In einem heimatlichen Alpental.

Chafel

Ich weiß nicht, ob ein Keim dereinst
In meiner Brust geraten wird,
Ob jemals reife Frucht gedeihn
Aus diesen jungen Saaten wird.

Zwar acht ich eine große Tat
Weit höher als ein tönend Wort,
Obwohl ich zweifle, daß aus mir
Ein Mann von großen Taten wird.

Doch soll mein Lied nie Dienerin
Des flüchtigen Augenblickes sein,
Damit die Kunst zum Handwerk nicht,
Die Feder nicht zum Spaten wird.

Der Schönheit geb ich ganz mich hin,
Doch weiß ich freilich, daß aus mir
Ein Goethe nimmer an Gehalt
Und auch an Form kein Platen wird.

Auf den Tod eines jungen Dichters

Motto: Es ist ein unbarmherziger Gott,
Der diese Bahn dem Armen wies,
Der auf das Kind des Elends noch
Den Fluch geworfen des Genies.

1.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O Volk, da wohnte dein Poet!
Der Sturmwind nur war sein Gesell,
Der rauh durch die Mansarde weht.

Ein schlechtes Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
Das war sein einziges Gerät.
Ein Fluch auf seine Armut war
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Ein wilder Fluch war sein Gebet,
(Er hüllte sich in diesen Fluch,
Der ihn erwärmt' mit heißem Haß)
Sein Mantel, jetzt sein Leichentuch.

2.

Sie kam zu ihm in stiller Nacht,
In lichter gottgeweihter Stund
Und schlang um ihn die Arme sacht
Und küßt' ihn leise auf den Mund.

Wie eine keusche hohe Braut
Mit reinem Feuer liebt' er sie,
Von seinen trunknen Lippen taut'
Der Perlenquell der Poesie.

Der Zeisig loßt', die Lerche schlug
Und um ihn duftete der Lenz . . .
Da schreckt die Not, die Not ihn auf,
Der ekle Kampf der Existenz.

Und seine Braut soll dienen gehn,
Die Muse, dieses edle Weib,
Als Freudendirn auf offnem Markt
Feilbieten ihren schönen Leib?

Nein, nimmermehr! Ha, wie der Zorn
Auf seiner Stirne da gelobt!
Groß war sein Stolz, groß wie sein Geist,
Doch größer, größer ward die Not.

Der Nahrungssorge ecker Wurm
Schlang würgend sich um sein Genick:
So litt dein Kind, so starb dein Kind,
Du Volk der freien Republik!

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O Volk, da wohnte dein Poet!
Ein Fluch auf seine Armut war
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Und wieder ruht er in der Truh,
Ein funkelnd reiner Diamant,
Ein lichter gottestrunkner Geist,
Den seine Heimat nicht erkannt.

Eglantine

Wie der Sturmwind, der über die Heide pfeift
Ohne Raft, ohne Ruh, ohne sichere Statt,
So mein heißer Sinn über die Erde schweift,
So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimat hat.
Die sanfte blaue Blume im wogenden Korn,
Die zahme Blume ist nicht für mich.
Eine wilde Rose lieb ich
Mit scharfem Dorn.

Ich grüß dich, du trotzig schwarzäugig Kind!
Du liebst die Liebe, ich liebe den Schmerz;
Mein Sinn ist wie der brausende Wind.

Eine wilde Rose sei dein Herz,
Drin lodre die Liebe, drin laure der Zorn!
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Eine wilde Rose sei unsere Lieb
Mit scharfem Dorn!

Mein Sinn ist wie der brausende Wind.
 Was soll dein Zürnen, was soll dein Harm?
 Wo ist dein Trotz? Laß los, mein Kind,
 Laß los den weißen, den schwellenden Arm!
 Frische Morgenluft meine glühende Stirne küßt . . .
 Dem schäumenden Renner, den hegenden Sporn!
 Eine wilde Rose mein Leben ist
 Mit scharfem Dorn.

Trinklied

Greift zum Becher und laßt das Schelten!
 Die Welt ist blind.
 Sie fragt, was die Menschen gelten,
 Nicht, was sie sind.
 Uns aber laßt zechen und krönen
 Mit Laubgewind
 Die Stirnen, die noch dem Schönen
 Ergeben sind!
 Und bei den Posaunenstößen,
 Die eitel Wind,
 Laßt uns lachen über Größen,
 Die keine sind.

Roman

Da liegt im Schatten der Linden
 Einsam das Gotteshaus;
 Glockenklang mit den Winden
 Zittert ins Land hinaus.
 Es sprudeln und plätschern die Brunnen
 Wohl um die alte Abtei;
 Im Klostergarten die Nonnen
 Wandeln zwei um zwei.
 Die eine, die mich betrachtet,
 Senkt tiefer den Schleier aufs Kleid . . .
 Doch tiefer noch umnachtet
 Die Seele mit Reu und Leid.

Nacht

Der Westwind streichelt die Locken
 Schauernder Bäume; wie Schnee
 Fallen die Blütenflocken . . .
 Klänge der Abendglocken
 Zittern über den See.
 Oben im Wolkenlosen
 Kreiset der Sterne Lauf;
 Uns unter Küssen und Rosen
 Gehen hier unten Rosen,
 Rosen und Lieder auf.

Am Meer

Wie süß ist's von wonnigen
Lüften umhaucht,
Den Blick in den sonnigen
Äther getaucht,
Entflohen dem eiligen
Hastigen Tun,
Am Busen des heiligen
Meeres zu ruhn!
Das Herz, wie auf schaukelnden
Wellen der Kiel
Hintreibend, den gaukelnden
Träumen ein Spiel,
Umkost, von unzähligen
Armen umschmiegt,
Umplätschert, in seligen
Frieden gewiegt.

An Lais

Lieblisches Mädchen, das gleich der Libelle
Immer von Blume zu Blume sich wiegt,
Das wie vom Busen der Welle die Welle
Treulos sich trennt und an andre sich schmiegt.

Lieblisches Mädchen, das jenen mit Blicken,
Diesen mit Seufzern, von ihm nur gehört,
Jenen mit Lächeln und diesen mit Nicken,
Den mit dem Drucke des Händchens betört:

Wie im Triumph an Ketten von Rosen
Ziehst du dir nach den vergötternden Schwarm,
Fesselst mit Küssen und lockest mit Rosen
Diesen am Herzen und jenen im Arm!

Spielend mit Banden, im Taumel gebunden,
Sorglos gelöst und mit Leichtsinn geknüpft,
Mögest du nimmer erleben die Stunden,
Da dir das Zepter der Schönheit ent schlüpft!

Möge die Parze dir nah mit der Schere,
Eh du, ernüchtert in schmerzlichem Tausch,
Büßest mit endlosen Qualen der Leere
Dieser Minuten vergänglichen Rausch!

Aus „Hannibal“

Vor Capua

Hin zog an reichen Küsten
Längs dem Tyrrhenermeer
Schwelgend in allen Lüften
Das siegberauschte Heer.

Es traf auf fette Weide
Und Freunde allerwärts;
Es ruhte in der Scheide
Die Schneide
Des sattgewordnen Schwerts.

Nun trat mit den Karthagern
Auch Capua in Bund . . .
Die wilden Horden lagern
Im wasserreichen Grund;
Sie stecken ab die Räume
Für Führer, Heer und Troß;
Sie hängen an die Bäume
Die Säume,
Den Schild und das Geschloß.

Hier fördern sie mit Beilen
Das Werk des Hüttenbaus;
Dort spannen sie an Seilen
Gestreiftes Zelttuch aus.
Hier graben sie die Schanzen
Zum Schutz vor Überfall;
Sie schleifen Schwert und Lanzen
Und pflanzen
Heerzeichen auf den Wall.

Die Lämmerherden blöken,
In engen Pferch gebannt;
Es scharren an den Pflocken
Kamel und Elefant;
Es weiden rings die Stuten
Im hohen Ufergras . . .
An des Vulturhus Fluten,
Da ruhten
Die Stämme Afrikas.

Auf Pardelfellen kauern,
Ums Haupt den Purpurbund,
Mit Blicken falsch und lauern,
Mit wulstig rohem Mund,
Mit dunkelbärtigen Wangen,
Mit Stirnen flach und eng,
Den braunen Arm umfassen
Von Spangen,
Im Ohr Metallgehäng . . .

So lagern sich, von Narben
Entstellt aus mancher Schlacht,
Vor Zelten zebrafarben,
In niegesehner Tracht,
Mit ehrnen Panzerschuppen,

Mit buntem Schlangenhemd
Die malerischen Gruppen
Der Truppen, —
Ein Anblick wild und fremd.

Sie lösen die Sandalen
Vom wegemüden Fuß;
In goldgetriebnen Schalen
Schäumt Wein von Syrakus;
Es rollt auf Römerschilden
Der Würfel . . . und vom Duft
Der Rosen in den milden
Gefilden
Campaniens trieft die Luft.

Getreide, Öl, Getränke,
Thunfische aus dem Meer
Und seltne Gastgeschenke
Schickt Capua dem Heer;
Und, auf dem Haupt Amphoren,
Mit Leibern schlank und braun,
Im Tanzschritt nah'n wie Horen
Den Tore'n
Des Lagers schöne Frau'n.

Als hielten Mars in Lauben
Der Kypris' Arme fest,
Als bauten ihre Tauben
In seinen Helm das Nest,
So schweigt des Krieges Schrecken.
Zuweilen nur gelind
Schlagen in Myrthenhecken
Die Becken
Und Waffen an im Wind.

